Nr. 405. 36. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 12. August 1907

Berliner Tageblatt.

mit „Zeitgeist“

Ein Skandal.

T. W. Als Hau von den Geschworenen zum Tode verurteilt worden war, wurde von vielen Seiten, wurde auch hier an dieser Stelle gesagt, daß die Untersuchung höchst mangelhaft gewesen und daß ein leiser Zweifel zurückbleibe. Es ist wahrscheinlich, daß der Mann, der mit falschem Bart und mit verdächtigen Manieren sich heimlich in Baden-Baden eingeschlichen, seine Schwiegermutter ermordet hat, aber es ist möglich, daß er nur aus Wut und Leidenschaft gehandelt, daß er Olga erschießen wollte, oder daß ein anderer die Tat vollbracht hat. Wo, neben einer starken Wahrscheinlichkeit, soviel Möglichkeiten bestehen, ist Montaignes „Que sais-je?“ am Platze. Und es war klar, daß das Todesurteil diese Affäre nicht beenden und daß die aufgereizte Volksphantasie hundert Legenden erfinden würde.

Was jeder vorhersehen konnte, ist bereits eingetroffen, und wir haben heute eine Hau-Bewegung und eine Hau-Gemeinde. Aber die Herolde dieser Bewegung und die Fanatiker dieser Gemeinde begnügen sich nicht damit, die Revision zu verlangen — sie führen gegen ein wehrloses junges Mädchen, gegen Olga Molitor, eine regelrechte Kampagne. Der Pöbel auf den Zirkusbänken im alten Rom pflegte die Freilassung eines Gladiators nur dann zu gestatten, wenn man ein anderes Opfer in die Arena hineinstieß. Man scheint an die Fortdauer dieser Pöbelinstinkte zu glauben, und man sorgt schleunigst dafür, daß die Bestie ihr Futter hat. —

Wenn jemand behauptet, daß ein junges Mädchen die eigene Mutter erschossen habe, und wenn er das laut in die Welt hinausposaunt, so muß er seiner Sache gewiß sein, muß er Beweise in Hülle und Fülle haben. Was spricht gegen Olga Molitor und wo sind die Beweise, die man zu ihrer Ueberführung gesammelt hat? Weil einige Personen sich die Meinung gebildet haben, daß Hau für fremde Sünden büße und ein Märtyrer der Liebe sei, darf Olga Molitor bereits als Mörderin gebrandmarkt werden? Weil sie, streng der Wahrheit folgend, oder durch heimliche Empfindungen verleitet, kein Wort der Anklage gegen den Schwager gesprochen hat, darf man sie selber als die Schuldige bezeichnen? Ein halb verrückter Schürzenjäger, der die Volksstimmung benutzen will, schreibt einen Erpresserbrief, und gestützt auf ein solches Opus darf man die schmählichsten Beschimpfungen hinausschleudern? „Der Schuh“, sagen diese Wahrheitsritter, „ist aus nächster Nähe abgefeuert worden!“ — und sie vergessen, daß der mit Recht bemängelte „Indizienbeweis“ gegen Hau denn doch tausendmal schwerer wiegt! Nichts in dem Benehmen Olga Molitors deutet einstweilen darauf hin, daß sie absichtlich, oder aus Versehen, ihre Mutter getötet haben könnte. Nichts entschuldigt die unerhörte, rücksichtslos grausame Treibjagd, die gegen dieses Mädchen inszeniert worden ist.

Es wäre ein idealer Zustand, wenn die Presse an der Schwelle des Privathauses Halt zu machen vermöchte, wenn sie den Kummer und die tragischen Erlebnisse der Familien nie an das Tageslicht zu zerren brauchte. Das ist nicht immer möglich, war noch in keinem Lande zu erzielen, und schon die Gerichtshöfe, deren Verhandlungen oft großen Klatschgesellschaften gleichen, sorgen für die Lüftung des Schleiers. Auch in dieser Affäre Hau, die soviel Zweifel und Erregung zurückgelassen, hat die Presse das Recht und die Pflicht, Material herbeizuschaffen, Wissenswertes und Interessantes zu erkunden, alles Tatsächliche mitzuteilen. Sie soll berichten, was in der Welt sich ereignet, und sie kann an der Villa Molitor nicht zaghaft vorübergehen. Alles läuft in solchem Falle auf eine Frage des Taktes, des Anstandes und der Gewissenhaftigkeit hinaus. Hier, noch mehr als irgend sonst wo, muß „ein Maß in den Dingen“ sein.

Man konnte während der letzten Tage in großen fetten Lettern die noch unbewiesene Behauptung lesen, daß „Olga Molitor eine Mörderin“ sei. Olga Molitor reiste, um die wohl nötige Erholung zu finden, mit ihrer Familie nach einem Orte im Engadin, und es wurde eine „Flucht“ daraus, oder doch eine „fluchtartige Reise“. In einem Berliner Blatte erschien ein angebliches Interview mit dem Verteidiger Dr. Dietz, in dem über gewisse „Veranlagungen“ Olga Molitors mit brutalster Deutlichkeit gesprochen wurde. Das Liebesempfinden dieses Mädchens wurde — man begriff nicht, auf welche Beobachtungen hin — mit so krassen Worten geschildert, daß ein Schimpanse hätte erröten können. Herr Dr. Dietz verwahrt sich, wie aus unseren heutigen Depeschen zu ersehen ist, gegen diese kompromittierenden Berichte. Er kann in der Tat kaum die Hand dazu geboten haben, eine noch nicht einmal Angeklagte durch alle Gossen zu schleifen.

Diejenigen, die in diesen letzten Tagen den Chorus der Rachegeister gebildet, mögen sich für Freunde des Rechts und für Ritter der Wahrheit gehalten haben. Auch Spiegelberg und Schufterle pflegten, wenn sie ihren Opfern das letzte Kleidungsstück vom Leibe rissen, ihre Liebe für Recht und Gerechtigkeit zu betonen. Diese Freunde des Rechts beklagen — und nicht ohne triftige Gründe — das Dunkel des Prozesses und die Dürftigkeit der Untersuchung, und sie sind doch selber auf dem besten Wege, eilfertig und ohne lange Ueberlegung zu verurteilen. Diese Ritter der Wahrheit donnern, in begreiflichem Besserungswunsche, gegen die Barbarei des Gerichtsverfahrens, und das, was sie selber tun, ist noch ungleich barbarischer. Goethe hat einmal gesagt, daß zwei Mächte alles Uebrige regieren müßten: „das Recht und die Schicklichkeit“. Wo in dieser Affäre das Recht ist, ist schwer zu entscheiden, aber der letzte Rest von Schicklichkeit scheint tot und begraben.

Der Telegraphistenstreik in Amerika.

Die Unterbrechung der telegraphischen Verbindung infolge von Ausständen des Telegraphenpersonals in den Vereinigten Staaten erstreckt sich jetzt, wie uns anschließend an den Bericht unserer gestrigen Morgenausgabe gekabelt wird, auf eine ganze Reihe weiterer Städte im Westen und Süden, darunter Columbus, Milwaukee, Nashville, Memphis und Dallas. Es heißt, daß die Telegraphisten in San Francisco und Oakland sich der Bewegung anschließen werden. 3000 Telegraphisten der Stadt New-York wollen eine Versammlung abhalten, um über ihre Beteiligung an dem Ausstande zu beraten. Versammlungen zu gleichem Zwecke werden auch noch in zahlreichen anderen Städten veranstaltet. Die Telegraphisten der Western Union Company in St. Louis haben sich dem Ausstand bereits angeschlossen. Eine weitere Drahtmeldung besagt:

New-York, 11. August.

Die Börse hatte unter dem Ausstand der Telegraphisten sehr zu leiden. In Chicago erklärten die Staatsbehörden, daß sie eventuell während des Ausstandes selbst für den Betrieb der Linien sorgen würden, da der Streik als eine gegen die Union gerichtete, den Handel unterbindende Maßregel anzusehen sei.

Die Cholera in Russland.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Petersburg, 11. August.

Die Cholera breitet sich in einzelnen Gebieten Rußlands langsam, aber stetig aus. Fast das ganze Trans-Wolgagebiet ist offiziell als von der Cholera bedroht befunden worden. Die Städte Samara, Saratow, Astrachan und andere, in denen eine Reihe von Choleraerkrankungen mit tödlichem Ausgang vorgekommen sind, wurden für choleraverseucht erklärt. Hunderte von Menschenleben sind der Seuche schon zum Opfer gefallen.

Ich hatte Gelegenheit, in der Obermedizinalbehörde des Ministeriums des Inneren eine leitende Persönlichkeit zu sprechen. Die Cholera — so sagte dieser Medizinalinspektor — trat zuerst in Samara auf. Obgleich wir nun alle Maßnahmen getroffen haben, ist es bisher nicht gelungen festzustellen, von welchem Ort die Cholera nach Samara eingeschleppt worden ist. Ihr Erscheinen in dieser Stadt, ohne daß sie vorher Astrachan, das Tor des Wolgagebietes, passiert hat, beseitigt die Annahme, daß die Seuche aus Persien oder einem anderen asiatischen Choleragebiet zu uns eingeschleppt wurde. Zudem herrscht in Persien augenblicklich keine Cholera.

Zum Zweck der Feststellung des Infektionsherdes sind der Gehilfe des Obermedizinalinspektors Dr. Schmidt und der Direktor des bakteriologischen Institutes in Astrachan Dr. Klodnizki nach Samara abgereist. In den Händen dieser beiden tüchtigen Aerzte liegt der Kampf gegen die Epidemie.

Um Verschleppungen nach Möglichkeit vorzubeugen, haben bereits alle Behörden, namentlich das Verkehrsministerium, die entsprechenden Verordnungen erlassen.

Auch die Semstwo des Wolgagebietes will durch Belehrung der Landbevölkerung das Ihrige tun.

Rußland wurde bisher von vier großen Choleraepidemien heimgesucht. Die erste dauerte von 1829 bis 1837, sie brachte über eine halbe Million Erkrankungen und 243,000 Todesfälle; die zweite von 1847 bis 1849 wies zweieinhalb Million Erkrankungen und über eine Million Todesfälle auf; bei der dritten von 1865 bis 1872 zählte man über 800,000 Erkrankungen und 326,000 Todesfälle; die vierte währte von 1892 bis 1896, man zählte damals eine halbe Million Erkrankungen und 226,000 Todesfälle. Durchschnittlich starben 40 Prozent der Erkrankten.

Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Epidemie weder nach Zentralrußland noch nach Petersburg vordringen wird. Sollte dies aber trotzdem stattfinden, so würde die kühle Witterung eine Ausbreitung der Seuche verhindern.

Meine Frage, ob nicht eine **Verschleppung nach deutschen Grenzorten** möglich sei, erhielt ich direkt **verneinende Antwort.** Alle Bahnen würden sehr streng überwacht.

Diese Annahme wurde mir von mehreren Semstwoärzten bestätigt, welche nach Petersburg gekommen sind, um sich Verhaltungsmaßregeln zu holen. Ein alter erfahrener Choleraspezialist sagte mir: Wenn der Choleraherd im Wolgagebiet nicht im Laufe des Sommers völlig vernichtet wird, können wir die Epidemie in Petersburg mit Eintritt des kommenden Frühjahrs erwarten.

Im Ministerium des Innern hofft man indessen, den Herd sicher zu isolieren, ohne sich allerdings zu verhehlen, daß die Cholera in der durch Hungersnot entkräfteten Bevölkerung günstigen Boden findet.

• Ein **Revolverattentat** wurde gestern gegen den **rumänischen Eisenbahngeneraldirektor** Mielescu versucht. Ein Bremser gab auf Mielescu in dem Augenblick, als dieser einen Zug besteigen wollte einige Schüsse ab. Der Direktor wurde jedoch nur leicht verletzt. — Das

Ahrenshoop, das Malernest.

Ein Ostseeidyll

von

Edmund Edel.

I.

Es war einmal ein Herzog in Pommern, der hieß Bogislav. Er lebte in Frieden und dachte an nichts Böses. Sonntags aber schoß er sich einen Rehbraten und verzehrte ihn mit saurer Sahne im Kreise seiner Lieben. Das ging so eine Reihe von Jahren, bis die bösen Schweden, die immer von der anderen Küste der Ostsee schnell auf das Familienglück drüben in Pommern guckten, eines Tages ihre gesamten Flundernboote „klar“ machten und den armen Bogislav in seiner Ruhe störten. Gerade in dem Augenblick, wo er eine richtige große pommersche Kartoffel zerkauen wollte, so daß sie ihm vor Schreck fast in der Kehle stecken blieb.

Nun entbrannte ein heftiger Krieg. Trotzdem aber Bogislav unendliche Portionen Rehbraten und Kartoffelpüree gegessen hatte — in all den vielen Jahren seiner Regierung —, fehlten ihm die nötigen Kräfte, um den Schweden Widerstand leisten zu können. Woraus man schließen könnte, daß vieles Essen wohl dick, aber nicht stark macht. Also wurde er von seinen Feinden auf das Haupt geschlagen, und er mußte meuchlings vor ihnen flüchten.

Auf dieser Flucht kam er nach Ahrenshoop, wo er sofort ein Ostseebad gründete, da gerade noch eins am weißen Strande des Baltischen Meeres zwischen Memel und Apenrade fehlte.

Zum Danke aber, daß er hier in diesem stillen Orte seinen Feinden entronnen war, errichtete er auf der sogenannten Schwedenschanze ein Hotel.

Und dieses Hotel nannte er „Hotel Bogislav“, und es wurde das Wahrzeichen von Ahrenshoop, das dem Ankommenden schon von weither entgegen winkt, wenn er über die grauen Wässer des Boddens auf der Nußschale mit Dampfbetrieb nach dem „heiligen Fischland“ zieht.

Der alte Herzog in Pommern wurde sein eigener bester Gast und ertränkte seinen Kummer über die schmähliche Flucht vor den Schweden in „schwedischem Punsch“. Prost!

II.

Das war vor grauen undenklichen Zeiten, als es noch keine Maler gab. Oder wenigstens noch keine solchen Maler, die — sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts — nichts weiter in der Welt zu tun haben, als Motive zu suchen und mit der zu einer Röhre zusammengeballten Hand, die sie vor das linke Auge halten, die Natur kritisieren, indem sie das rechte Auge zwinkernd schließen. Oder solche Maler, auch wieder beiderlei Geschlechts, die mit riesigen Leinenwänden die Roggenfelder oder die Dünen beunruhigen und auf den Wiesen den Palettenschmutz an den armen Kleestauden abwischen, so daß die Kühe Magenverstimmungen davontragen und saure Milch zutage fördern.

Also das war vor langen grauen Zeiten, als die Geschichte mit Bogislav passierte.

Vor zwanzig Jahren aber oder so ungefähr vor zwanzig Jahren geschah es, daß an einem schönen Sommertage — damals gab es noch schöne Sommertage — ein Malersmann sich in die unwirtlichen Gelände des Darß verirrte und starr vor Freude ob dem eigenartigen Reiz der Landschaft sich, seine Staffelei und sein Studienbrett für längere Zeit bei den erstaunten Ahrenshooper Dorfgenossen einquartierte. Und als er sich nach längeren Wochen wehmütig zum Abschied rüstete, verweigerten die biederen Fischersleute, einen Zehrpfennig von ihm anzunehmen. O herrliche Zeiten der edlen Gastfreundschaft, die uns aus dem Homer vertraut sind, und für die uns das Verständnis allmählich auf unseren Badereisen gänzlich abhanden gekommen.

Und wie haben die Ahrenshoopher, sich zu ihrem — na, sagen wir Vorteil verändert, indem sie aus dem Urzustand der kostenlosen Beköstigung in den allgemeinen üblichen Zustand der Ausnutzung der Fremdenindustrie übergegangen sind. Im Gegenteil. Denn ihre Liebenswürdigkeit ihren Gästen gegenüber geht so weit, daß sie jetzt sogar ihre Häuser und Höfe an die Eindringlinge abgeben, natürlich gegen angemessene Entschädigung.

In Parenthese: Die Fama spricht davon, daß dieser erste Malersmann eine Malerin gewesen sein soll. Wahrscheinlich. Die Frauen zeigen in unseren Zeitläuften einen derartigen Wissensdrang, daß es mir nicht unmöglich erscheint, wenn so ein malendes Frauenherz auch in die Wildnis einer pommerschen Dünenwüste vordringt.

Das Schicksal aller Unternehmungen. Der erste, der Pfadfinder, wird unterdrückt und erst der zweite oder der dritte, der der ganzen Geschichte mit seiner Person den Stempel aufgedrückt, reicht in die Ewigkeit hinein.

Und in die Ahrenshoopher Ewigkeit hinein reicht dieser erste blonde Malersmann, der noch heute über den graugrünen Dünen schwebt als der Genius loci, und der heute als ehrwürdiger Professor stolz auf sein Werk blicken kann.

Vor diesen vielen Jahren war Ahrenshoop ein unberührtes Dorf. Mit kleinen rot angestrichenen Häusern, deren Strohdächer zwischen dichten Bäumen hervorlugten, mit stillen, einsamen Fischerskleinten, die fernab vom Welkgetriebe auf Flundernfang gingen oder sich hier ausruhten, wenn sie nach langen Fahrten auf den Meeren beider Hemisphären in den Schoß ihrer Familien zurückgekehrt waren.

Die graue Ostsee plätscherte an den weißen Strand oder warf mutwillige Wellen hinauf auf das hohe Ufer, daß die Spritzer die Schafe näßten, die oben auf der Halde die spärlichen Gräser rupften. Der Südwest fegte über den schmalen Streifen Landes, der zwischen dem Meer und dem Süßwasser lag, und die wenigen Bäume, die die Luft schnitten, schüttelten sich hin und her, bis ihre Stämme sich in komischen Verrenkungen bogen, so daß sie ausfahren, als ob sie sich krumm gelacht hätten. Vor diesem ewigen steifen Südwest, der ihnen in die Kronen gefahren und sie entwurzeln wollte.

Und das Leben floß dahin zwischen diesen rot gestrichenen Häuschen, zwischen diesen krummgebogenen Bäumen und zwischen den Ausfahrten der Flunderboote wie ein klarer Bach, dessen Wässerchen sich stetig erneuert. Nur hier und da kam irgendwer zurück aus Brasilien oder aus Indien oder sonst woher und erzählte vom Toben der Welt da draußen und brachte Mutking ein paar englische Fayenceteller mit und eine echte chinesische Teebüchse.

Jeden Morgen gingen sie auf die Düne und schauten auf die See. Jeden Morgen lag die See vor ihnen in ihrem unergründlichen Rätsel, und jeden Morgen blickten sie den wenigen Seglern nach oder den paar Dampfern, die hinten am Horizont ihren Weg zogen . . .

III.

In dieses stille, kleine Dorf, wo eine zufällig gefangene große Steinbutte, die sich in das Flundernetz verirrt hatte, schon zu einem Tagesgespräch wurde, drangen die Kunstmaler!

Vae victis!

Zuerst war es Müller-Kämpf, der seinen entzückten Pinsel in die Schönheiten der Ahrenshoopher Landschaft tauchte. In diese herbe Schönheit, deren Linien streng und edel sind, und deren Stil nicht dem Geschmack des Alltags nahe kommt.